

Vom Schwarzen Meer nach Werder



Von: *Anna Baudis*

Erschienen im: Oderland Echo

Donnerstag, 20. April 2006 MOZ

Rumänien-Deutsche kamen im April 1946 ins Oderbruch und bauten sich eine neue Heimat auf

Werder. Vor 61 Jahren näherte sich in den April-Tagen der Zweite Weltkrieg seinem Ende. Das Leiden ging für Millionen Menschen aber noch Jahre weiter. Der Krieg hatte schreckliche Spuren hinterlassen. Tausendfach mussten Menschen ihrer Heimat verlassen, Deutsche, aber auch Polen und Russen. Zu denen, die ihr Zuhause verloren, gehörten auch die Rumäniendeutschen. Ein beträchtlicher Teil fand auch hier ein neues Zuhause, zum Beispiel in Werder, einem Ortsteil von Sachsendorf. Anna Baudis, die heute in Güstrow lebt, hat ihre Erinnerungen aufgeschrieben.

Der April 1946 ist für viele Dobrudscha-Deutsche ein Datum in Erinnerung und Besinnung. Eine Flüchtlingstragödie von unbekanntem Ausmaß war ein Jahr zuvor zu Ende gegangen. Seit Kriegsende waren Millionen Heimatlose aus ganz Europa auf der Suche nach Familienangehörigen, nach Essbarem und nach einer Bleibe.

Auch rund 15 000 Rumäniendeutsche aus der Dobrudscha am Schwarzen Meer waren von Flucht und Vertreibung betroffen. Im Jahr nach Kriegsende bot sich durch die Bodenreform in Ostdeutschland die Möglichkeit, eine Neubauernstelle im Oderbruch zu erwerben. Diese Kunde verbreitete sich unter den heimatlosen Flüchtlingen wie ein Lauffeuer. So kamen im April 1946 über 50 Familien von Rumänien-Deutschen nach Werder. Der Traum vom eigenen Haus und als freier Bauer auf eigener Scholle arbeiten zu können lockte sie hierher.

Aber das Oderbruch war deutschlandweit der am stärksten kriegszerstörte Landstrich. Der erste Anblick von Werder war für alle erschreckend und hat sich tief in ihren Seelen verwurzelt. Alle Gebäude waren zerbombte Brandruinen, die Felder waren munitionsverseucht und mit Bombentrümmern übersät. Unvorstellbar für uns heute ist, dass man im April 1946, also ein Jahr nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, skelettierte Soldatenleichen verschiedener Nationen in Wassergräben und auf den Feldern um Werder fand.

Doch der Glaube an sich und die Hoffnung auf ein Leben ohne Hunger half Berge versetzen. Und so ging man gemeinsam daran, den Schutt und Unrat, aber auch verbrannte Tierkadaver aus den Ruinen zu räumen und in den ehemaligen Speichern, Schaf- und Kuhställen sowie den zerstörten Schnitterkasernen Notunterkünfte einzurichten.

Atemberaubende Aufbruchstimmung beflügelte die Neusiedler, die unter schwierigen Bedingungen dann die Ackerflächen bestellten, Gemüsegärten anlegten, Schöpfbrunnen und Backöfen bauten. Die Regierung stellte Barackenteile, Saatgut und Vieh zur Verfügung. Jahre später half die MAS mit Traktoren und Maschinen bei der Bearbeitung der Ackerflächen. Vieles geschah in verwandtschaftlicher Gemeinschaftsarbeit. Hier sprach man die vertraute heimatliche Mundart, sang die alten Lieder, kochte die besonderen Speisen.

Trotz des großen Fleißes und der sichtbaren Erfolge als Bauern und in anderen Berufen waren wir viele Jahre Ausgegrenzte durch unsere Herkunft und Andersartigkeit in der Sprache, Frisur und Kleidung.

Ab 1949 wurden Wohnhäuser auf Kreditbasis gebaut, und der Stolz auf das Erreichte war riesengroß. Als 1951 viele Neusiedler in ihre neuen Wohnhäuser eingezogen waren, wurde ein großes Dorffest gefeiert, zu dem Gratulanten aus Berlin angereist waren. Die Dobrudscha-Deutschen hatten sich nach einem langen Wander- und Fluchtweg durch halb Europa ein neues Zuhause geschaffen und waren damit fast am Ziel ihrer Träume angekommen.

Doch die Entwicklung in Ostdeutschland nahm einen krassen Kurswechsel. Alle Neubauern wurden gezwungen, ihre gerade gewonnene Selbständigkeit wieder aufzugeben, und ihre Höfe, den Acker und das Vieh in LPG's einzubringen. Diese Zwangskollektivierung hatte zur Folge, dass viele Familien republikflüchtig wurden. In die verlassenen Häuser zogen nun Flüchtlingsfamilien aus der Bukovina, aus Polen oder Spätaussiedler und Heimkehrer aus Russland. In Werder vollzog sich eine totale Veränderung durch die Gründung der Genossenschaften. Eine Bauernstube, ein Erntekindergarten und eine Lebensmittelverkaufsstelle wurden eingerichtet und eine Busverbindung zur Kreisstadt hergestellt. Jüngere Menschen fanden eine Arbeitsstelle oder einen Ehepartner außerhalb von Werder, und ältere Bürger fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem Sachsendorfer Friedhof. So verringerte sich die Zahl der Dorfbewohner ständig. Heute ist das Oderbruchdörfchen Werder, in dem über 400 Personen in den Nachkriegsjahren eine zweite Heimat fanden, recht klein. Auch in den umliegenden Oderbruchdörfern leben noch Nachkommen der Rumäniendeutschen. In Werder ist es Hermann Krause, in Sachsendorf sind es zehn Personen, meine Tante Anna Dermann ist mit fast 86 Jahren die älteste Person, die in Atmagea geboren wurde. Frieda Stolzenburg, Luise Nagler, Luise Günther, Frieda Blumhagen, Susi Seitz, Egon Wiedmer, Gustav Kolschewski, Maria und Hermann Liebelt sind die anderen, die von Werder ins Mutterdorf, nach Sachsendorf, zogen.



Glückwunsch: Bürgermeister Daniel Schielke (r.) nimmt von einem Politgast aus Berlin Glückwünsche zur Einweihung der Neubauten in Werder entgegen. Das war 1951. Auf dem Bild v.l. Frieda Blumenhagen, Hertha Frädrieh, Anna u. Susi Krause, dahinter Karl Liebelt und Alwine Seitz, vorn Rosalia Schielke, Mimi Krause, Frieda Blumhagen, Anna Hintz, Ella Eisbrenner, Maria Krause. Foto: privat

Im Juni 2004 hatte die Märkische Oderzeitung zu einem Dorfspaziergang durch Werder eingeladen und etwa 20 Personen waren angereist, um Erinnerungen an Kindheit und Jugend wachzurufen. Dabei wurde das Interesse an einer Dorfchronik mit Einwohnerliste geweckt. Anhand von Hochzeitsbildern wurde eine umfangreiche, aber noch unvollständige Einwohnerliste erstellt. Bis zur Fertigstellung dieser Chronik ist noch viel Arbeit erforderlich. Es bleiben viele Erinnerungen als Brücke an unsere Zeit des gemeinsamen Miteinanders in Werder. Deshalb sollten wir am 60. Jahrestag im April 2006 der Ansiedlung von Dobrudscha-Deutschen im Oderbruch gedenken.